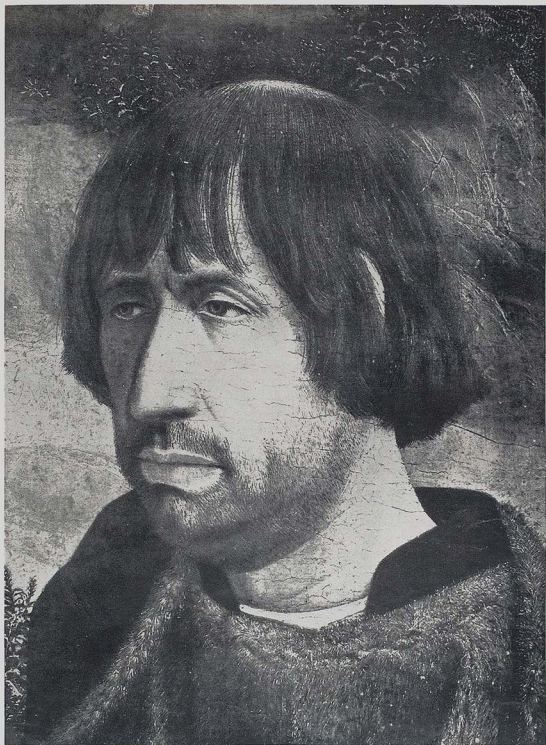




Ausschnitt aus einem Gemälde eines spanischen Meisters (1490) im Museum der Künste Cataloniens

Bartomeu Bermejo

J U G E N D

MÜNCHEN 1939 / NR. 12 / STADT DER DEUTSCHEN KUNST / PREIS 40 PFENNIG

An einem Nachmittage Anno 19... saßen in der Kesterei einer alten gemüthlichen Bierwirtschaft „Zum Stubenvoll“ an einem alten Abortschiff der Kiebel Franz, der Ortner Sepp, der Pfeisier Heinz, der Fey Wale (Karl Valentin) und noch ein paar andere. Da knarrte die alte Wirtschafstüre und herein kam der „Dompteur“.

Bei dem Wort „Dompteur“ denkt man unwillkürlich an den Bändiger wilder Bestien, wie Löwen, Tiger oder dergleichen. Hier handelte es sich aber um eine kleine zahme — Turteltaube, die der „Dompteur“ mühselig zu kleinen Akrobatischen Kunststücken abgerichtet hatte.

Wie schon öfters, nahm der „Dompteur“ — übrigens ein Mann von riesenhafter Figur — uneingeladen am Tische Platz; nur war er diesmal so stark angeheitert, daß man ihm eine Vorstellung mit der Turteltaube nicht mehr recht zu traute. Mit seinen dicken, wuchtigen „Pragn“ hob er seinen kleinen gefiedereten Künstler aus dem Korb, stellte einige kleine Artistenrequisiten auf den Tisch, schob mit dem Unterarm die Bierkeise beiseite, um Platz für eine „Zirkusmanege“ zu schaffen.

„So, Jaßl, jetzt zeig mal den Herrschaften schön, was du alles kannst!“ Er setzte den Jaßl auf eine Schaufel, dann auf eine Kugel, zuletzt noch auf eine Leiter, doch seine Kunst war wirklich nicht verblüffend. Drei Minuten — länger dauerte keines seiner Gastspiele. Dann steckte er seinen Jaßl wieder in den Korb, nahm einen vor Schmutz strotzenden Blechleier und ging von Gast zu Gast: „Ein kleines Trinkgeld für den Jaßl.“

Da schrie der Kellner plötzlich: „Du — da schau hi! — deinem Jaßl haßt an Kopf ei'wicht ins Körbel!“ Alles wandte die Köpfe — und siehe, in seinem Korb hatte der „Dompteur“ mit dem Korbdeckel dem Jaßl den Garaus gemacht.

Ein kleines Zirkusdrama spielte sich nun ab. Der „Dompteur“ nahm das tote Tierchen mit beiden Händen und knarrte es an; dann gurgelte es langjam aus seiner Luftröhre heraus: „J — a — f — l!“ Und sein Haupt mit dem langen silbernen Bart sank wie ein Leichentuch auf den toten Vogel.

Es war eine seltsame Stimmung an dem Tisch, wo es sonst immer zu lustig herging. Als sich der Kieße wieder erhob, murmelte er ein zweitesmal: „J — a — f — l!“... Tränen rieselten über seine Wangen und versickerten in seinem Vollbart.

Die Jenta aber machte der Trauerfeier ein schnelles Ende: „Jetzt is a scho hi! — Tuan her, — nacha joll'n d' Kiebel Muatta braan!“ Und so geschah's. Nach einer Viertelstunde lag der gebrauchte Jaßl vor seinem „Dompteur“ und erfüllte seinen letzten Zweck auf Erden...

Karl Valentin



Liebe blüht auf allen Wegen,
selbst am Dache hat sie Platz.
Lenzesfreudig sucht deswegen
jedes Männchen einen Schatz.

Und es fragen sich die Tauben,
„Hat's der Mensch von uns gelernt?“
Und die guten Menschen glauben:
„Die sind weit von uns entfernt!“...



Oberherzer

Er weiß sich zu helfen...

In der Schule erzählt der Lehrer den Kindern von der Erschaffung der Erde und, wie der Adam zuerst ganz allein auf der Erde gewesen ist. „Na, Kinder“, meinte er gemüthlich, „was hätt's denn jetzt ihr getan, so allein auf der Erde?“ — Ein Bub hebt den Finger. „Des hätt mi gar net scheniert, Herr Lehrer. I wär einfach in d' Trambahn glitgen und nach Pasing zu meiner Großmutter gfaben!“...

Professor Nedon

Er trug behärrlich einen schwarzen, abgenutzten Schlapphut, den jeder Zimmergenosse selbst in verlassensten Gegenden nicht aufgesetzt hätte. Im Schatten des Dreitragers glühten lebhafteste Augen hinter großen Altemergläsern auf, die braune Haarfülle einer Perücke stieß ringsherum tief in das Gesicht vor. Er hieß „Professor Nedon“ und meisterte das Cello. Auf großen Konzertreisen hat er sich den Ruf

als Musiker, mit kleinen Menschlichkeiten den Ruf als Original der kleinen Stadt in Mitteldeutschland erworben.

Einst schritt er mit bebender Pelerine des Weges; fragte ihn ein Bekannter: „Wehin mit dem Cello, Meister Nedon?“ — „In die Sanct Katharinenkirche“, entgegnete der Professor mit Würde.

„Aund was tun Sie da?“ Da redete Professor Nedon seine kurz gedrungene Gestalt, warf pathetisch den Kopf zurück und drohte feierlich: „Was ich da will, mein guter Freund! Ich will mit meinem Instrument zum sünderigen Volke reden!“...

Die landschaftlich wundervolle mitteldeutsche Stadt, in der Professor Nedon lebte, hatte auffallend häufig Peck, wenn sie der Kunst ein fest bereiten wollte. Sehr oft verfrachtete dort irgendeine mit Fanfarenstößen und Trommelwirbel verkündete Ausführung. Wenn man fast so Jahre die Welt über den Bauch des Cellos zu betrachten gewohnt ist, hat man einen Abstand von den Dingen und Weltläuten gewonnen, der zur Lebensweisheit nötig ist. Aus der fülle seiner Erkenntnis prägte Nedon nun einen Satz über die ins Grün gebettete Stadt seiner Tätigkeit. Er sprach gewissermaßen in großen Lettern: „Wissen Sie, mein Freund, unsere Stadt ist die heitere Grabstätte aller künstlerischen Unternehmungen!“

Professor Nedon war zu einer fastnachtsveranstaltung in einem kleinen Kreis geladen. Es gab allerlei gute Getränke. Der Meister wehrte immer mit operngroßer Geisteslähmung ab, indes er rechtschändig das Glas zum Einschenken hinhielt. Seine letzten Cellovortritte wollten darum nicht mehr so recht glücken. Immer wieder rutschte der Klemmer von der Nase und der Einsatz begann zu hinken. Schließlich hatte er wohl selbst das Gefühl, daß es Zeit zum Aufbruch sei. Und Nedon preßte sein teures Cello an den Bufen und empfahl sich den himmlischen Gewalten. Wie von einem Dämon befallen segelte der Meister quer über die Straße. Dann riß ihn das „Unbekannte“ jäh wieder zurück, warf ihn messerscharf an einem Laternenpfahl vorbei, um den Meister nach diabolischen Pizzikatoschritten mit einem grandiosen Finale auf die Mitte des Straßenpflasters zu setzen. Hilfsbereite stürzten herbei. Denn es hatte grauam geklungen, als gelte es Knochen splitter und Scherben zu sammeln. Man hob Nedon und sein Klangwerkzeug empor. Der Musengott war beiden gnädig gewesen; — nichts war ihnen geschehen. Professor Nedon stülpte seine braune Perücke und seinen zerbeulten Schlapphut auf's Haupt, sah feierlich in die Runde und sprach:

„Meine Herren! Das ist wohl das erste Mal, daß man in dieser Stadt etwas zur Förderung der Kunst getan hat!“...

Peter Poddel



Hof in Kosel, Sudetenland

Tuschzeichnung von Willy Lang

Willy Lang: Eine Selbstdarstellung

Wir freuen uns, heute in Wort und Bild vom Schaffen eines sudetendeutschen Kameraden zu berichten, des Malers und Dichters Willy Lang, der hier von sich selbst erzählt:

Zwei Jackeln leuchten in meine Kindheit. Die eine wies aus der Einsamkeit des Winters hinaus und stand mitten im Frühling. Es war das Fest des Antonius, das man vom 13. Juni an immer eine Woche lang feierte und das die Gaukler aus aller Welt auf den Ring unseres Städtchens brachte.

Die andere lockte ein Leben lang in die heimliche Düsterei des Winters zurück und war das heilige Geheimnis selbst, nämlich das Licht des Christbaumes.

Der Weg zwischen beiden war mit großen, schwarzen Basaltsteinen gepflastert. Sie hatten nichts anderes zu tun, als einen ganzen Sommer lang die unendliche Milde der Sonne in ihre bläuliche Rundung aufzufangen und an meine nackten

Füße weiterzugeben, wenn ich auf ihnen zur Schule schritt.

Und noch etwas bleibt mir ein Leben lang in der Erinnerung: der Duft der Kamille, die allenthalben zwischen den Steinen hervorspießt und all die tausend anderen kleinen Freuden dieser Kindheit in ihren heimlichen Wohlgeruch einfließen.

Aber dieser Duft haftete nur den Wochentagen an. Die Sonntage meiner Erinnerung duften nach Wiesenflee. An ihnen gingen wir drei Kinder mit der Mutter durch die Felder vor der kleinen Stadt hin. Dann sprach sie wohl von ihrer Jugend, die sehr hart war, und zeigte uns die Bäume, die der Großvater gepflanzt, und die Wege, die schon sie als Kind gegangen, und den Wald, der damals noch nicht stand, und die Teiche, die dort waren, wo der Wald jetzt steht...

Es gibt verschiedene Wegweiser, die den

Menschen wieder auf den rechten Weg zurückbringen. Für mich war eine Ohrfeige gerade der rechte.

Wenn eine Mutter drei Jungen hat, der Vater schon lange tot ist und sie zwei von ihnen studieren lassen will, dann darf der Kostort nicht teuer sein.

So wurde ich ein paar Jahre später der Obhut eines ehemaligen Bierbrauers anvertraut, der all sein Hab und Gut in der Lotterie verspielt hatte. Der Spielteufel ließ ihn auch jetzt noch nicht aus. Da der Rest seines Vermögens zur Befriedigung seiner Leidenschaft nicht ausreichte, vermietete er seine Stuben an drei Studenten.

Es ist immer ein Übel, wenn man fremden Menschen gegen Geld ausgeliefert ist. Auch dieser alte Fuchs hatte es lediglich auf das Geld meiner armen Mutter abgesehen.

Zu seiner selbstverschuldeten Armut war der Teufel getreten. Er kümmerte sich um



Sudetenlandschaft

Radierung von Willy Lang

uns Jungen höchstens nur soviel, daß keiner von uns seinen Sohn, der mit uns zur Schule ging und kein Geisteskind war, überflügelt. Das machte er so:

Während sein eigener kummelte und büßelte, suchte uns der Vater durch allerlei Dinge von der Arbeit abzuhalten. Zum Beispiel lernte er uns, ein Meister im Geldverortn, das Kartenspielen, so daß wir drei anderen uns in kürzester Zeit als Meister im „Schäffkopf“ erwiesen.

Das bereitete unserem Kopfhern allerdings Freude, nicht aber, daß wir drei Kartenspieler unsere nächste Schularbeit gerade noch auf „genügend“ machten, während sein Sohn, der während unseres Spiels gebüßelt hatte, einen saftigen Punsch bekam.

Nun fuhr der geprellte Vierbrauer aus dem Käusel. Er ging in die Schule und erzählte unserem Klassenvorstande, es sei kein Wunder, wenn sein eigener Sohn die und da verjage; wir spielten Karten, trieben allerlei anderen Unfug und ließen ihn trotz seines angestrengtesten Fleißes nicht zu ungestörter Arbeit kommen.

Ein Kesseltreiben ging los. „Du mußt zurückbauen!“ zischelte mir der Teufel ins Ohr.

Die Naturgeschichtsstunde sah dann so aus:

„Lang. Kommen Sie einmal heraus und beschreiben Sie den Wels!“

„Der Wels — der Wels —“, ich nahm das Stopfpräparat in die Hände und beschrieb es wahrheitstreu: „Der Wels hat keinen Unterkiefer. Und nur einen Bartfaden. Der Oberkiefer ist schlecht entwickelt. Die Augen sind meist kaputt. Flos-

sen hat er überhaupt keine. Der Schwanz ist abgebrochen. — Soll ich ihm die Zähne ein wenig putzen, Herr Professor?“ — Und dann brachte ich zum Gaudium der ganzen Klasse eine Zahnbürste aus der Tasche und begann, dem Wels das Maul zu bürsten.

„Lausub, schau, daß du hineinkommst!“

Oder wir hatten Zeichen. Unser Assistent hatte immer einen Kausch, der Zeichenlehrer eine Glage. Wir nannten ihn Moppl und ich streute ihm, während er einem anderen die Zeichnung verbesserte, Jackpulver darauf.

Dafür bekam ich einen Vierer auch aus Zeichen. Jetzt hatte ich ihrer schon sieben.

Das verdross mich.

„Da muß Brach gemacht werden!“ sagte der Teufel.

So schob ich einen Pulverstroich in den gipfelen Goethkopf, den ein armer zeichnete, und zündete ihn an. Der arme Goethe! Er ist in die Luft geslogen.

Auf meine hervorragenden Kenntnisse im Schäffkopf nahm man nicht die geringste Rücksicht. Sie vermochten es nicht einmal zu verhindern, daß ein schwerer Tadelzettel an meinen Vormund geschickt wurde. Das war mein Großvater. Und dann kam die Ohrfeige.

Etwas von dem Geist, der mich vor den Träumen, vor dem Pulverstroich und vor der Ohrfeige erfüllte, wird in meiner „fröhlichen Naturgeschichte“ zu lesen sein, an der ich eben arbeite. Was nach ihnen gewesen, steht im „Frühling“, in der „Romanze“ und im „Largo“.

Erstreckt nicht vor dem Zuvielen; aber der Mensch muß ein Programm haben. Nur der „Frühling“ ist bis jetzt gedruckt; auch er hat zuvor zwei Jahre in meiner Schublade gelegen. Nun ist für die „Ro-



Hof in Gorka

Tuschzeichnung von Willy Lang



Hof in Nengarten bei Leipa

Tuschzeichnung von Willy Lang

manze" eine ebenso lange Zeit vorbei, eben beginnt sie für das „Largo“.

Was ich nicht schreiben kann, das zeichne ich.

Ich habe noch keinen Strich des Geldes wegen getan, kein Wort um stofflichen Vorteils willen geschrieben. Ich zeichne und schreibe, weil ich muß.

Viele meiner Farben und Pinsel sind weitgereiste Leute. Einige von ihnen stammen aus Tirol, aus Polen, aus Wien, andere aus Ungarn, aus Rumänien, aus Italien. Sie gehörten durch vier Jahre zur eisernen Nation meines Soldatenornisters.

Wie lachte mich die Schönheit des Saganertales in des Herzogts Alpen an und ich griff zuerst nach dem Pinsel und dann erst nach der Flinten!

Einmal war ich mit dem lieben, leider jung verstorbenen Maler Egon Schiele eine ganze Zeit in den Wäldern des Wiener Waldes beisammen. Ein andermal mit unserem Heinrich Götsch, dem Akademieprofessor von Prag; ich besetzte mich nicht

nur an seinem urwüchsigen Humor, sondern auch an dem ebenso köstlichen Inhalt seiner Skizzenbücher und Zeichenmappen.—

Ich stahl mir von jeder Woche Aufenthalt in Wien ein paar Stunden für die Zeichenstube und saß hier durch sechs Monate fast jeden Abend vor den Modellen und ebenso, als sich die Tore der Offizierschule von Budapest hinter mir geschlossen hatten.

Was ich am liebsten zeichne und male: Ei, was mich dazu zwingt!

Daß ich immer auf ein sauberes Hand-

werk halte, hat mir noch niemals geschadet. Darüber hinaus strebe ich an, nicht nur die Dinge zu zeichnen, sondern auch was darinnen ist.

Du wohnst oft, wenn ein leiser Regen über das Dorf niedergeht, daß es nur ein gewöhnlicher Regen ist, und sind in Wirklichkeit doch die Tränen, die die armen Seelen vergießen, weil einer seinen Bruder oder sein Volk verraten hat.

Und wenn ich nun daran gebe, meine „Romane“ mit ein paar tuschgezeichneten Bauernhäusern unserer lieblichen Mittelgebirgslandschaft zu zieren, so soll an dem Sonnenglanz des alten Gebäudes auch etwas von der Elternfreude liegen eines Taufganges oder der Sterbestunde der Großmutter, von der Sternennacht oder dem Blühen der alten Goslinde sein, die über dem ersten Aufsteig der jungen Hausmagd gewesen. Oft hat einer, den der Hof geboren, als Soldat in fernen Ländern sterben müssen und sein letztes Denken ist in dem blühenden Kirschbaum des Hausgartens gewesen. Auch das soll darinnen sein....



Kleiner Bäckerwurm

Willy Lang



Hirte (Figur = Holzplastik)

H. Schorer

(Auf dieser Seite bringt die „Jugend“ jeweils eine Wiedergabe aus dem Schaffen unserer Bildhauer)



Brunnen in Rom

W. Preetorius

Das ewig unvollendete Bild

VON BRUNO BREHM

In einer schwedischen Galerie hängt ein großes „Der Lebensbaum“ benanntes Bild, das eine mächtige Esche darstellt, in deren Krone die Vögel des Himmels horsten und nisten, und deren Schatten das Tiergewimmel der Erde aufnimmt.

Der Galeriedirektor hatte sich darein gefunden, daß sich der Maler, der dieses Bild vor Jahren, durch Armut genötigt, schwelken Herzens veräußert hatte, an jenen Tagen, da die Galerie dem allgemeinen Besuche gesperrt war, mit Pinsel und Palette vor seinem Werk einsand und hier an einem Blümchen, dort an einem Federchen herumänderte.

Als er aber eines Tages den alten Herrn dabei betraf, wie dieser einen mächtigen, am Fuße des Baumes gelagerten Tiger in einen Elefanten umzuwandeln im Begriffe war, riß ihm die Geduld, und er gab dem Maler unwillig zu verstehen, daß er seiner unmaßgeblichen Meinung nach der älteren Fassung des Bildes entziehen den Vorzug gebe.

Ob er das wirklich finde, fragte der alte Herr, sich auf seinem Klappstuhl herum-drehend, ob er denn nicht verhehe, daß ihm, dem Schöpfer eines im Grunde friedlichen, ja idyllisch gedachten Bildes, ein so blutdürstiger Tiger unter all dem sanften Getier den Schlaf rauben müsse! Mit

dreißig Jahren glaube man an ein Paradies, da pinsele man ruhig ein argloses Reh neben solch einem bunten Räuber hin, aber als alter Mann lasse man sich alle Sachen ein wenig durch den Kopf gehen. Aber wenn der Direktor auf dem Tiger

bestehe, dann müsse er auch erlauben, daß all die Giraffen, Rehe, Gazellen, Käsen, Giraffen und Kinder, die Hirsche im Geäst, und die Vögel in der Krone vor diesem Räuber fliehend dargestellt würden.

Über diesen Plan erschrak der Galeriedirektor so, daß er mit aufgebogenen Händen den Maler beschwor, in drei Teufels-Namen den Tiger in einen Elefanten zu verwandeln und dann aber endlich ein für alle Male Ruhe zu geben.

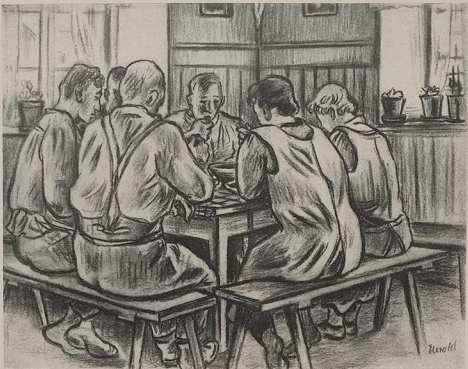
Der alte Herr versprach es hoch und heilig, übermalte die sein Idyll störende Bestie und ließ sich ein ganzes Jahr nicht mehr in der Galerie sehen.

Als aber der Direktor, da Vögel und Vierfüßer auf diesem Bilde nach wie vor auf geheimnisvolle Weise ihre Plätze vertauschten, den Maler einmal auf der Straße besawegen zur Rede stellte, wich der alte Herr, mit Blick und Gebärde leugnend, zurück und ging mit trotzigem, ja verstockten Blicken seiner Wege.

Eines Abends, da der Direktor spät aus einer Gesellschaft heimkehrte, sah er oben im Museum Licht. Er läutete den verschlafenen Torwart heraus, der ihn, an allen Gliedern zitternd, durch die schweigenden Säle führen mußte. Vor dem „Lebensbaum“ saß beim Scheine einer Blendlaterne der Maler und war gerade



Constantin Guys



Bauern beim Essen

Unold

dabei, einen Adler durch einen Auerhahn zu überdecken.

„Nun hab ich dich! Nun hab ich dich! Und den Tormart, den das die Stelle kosten kann, hast du wohl auch besprochen!“ frohlockte der Direktor.

Der Adler, flatterte der Erntaparte, habe ihm den Frieden unter den Vögeln gestört, ein Adler sei ein böser, ein schlechter Kerl.

„So — und warum hast du den Reiber aus der Krone des Baumes auf den Rücken des Elefanten flattern lassen?“

Der graue Fleck hätte nach Farbe geschrien, versetzte der Maler, der Direktor möge bedenken, wie bunt vorher der Tiger gewesen sei, es gebe doch neben den Gefegern der Moral auch solche der Schönheit!

Der Direktor ließ sich nicht so schnell abweisen, er hielt dem Maler vor, daß dieses Bild nicht mehr dem Künstler gehöre, sondern der Galerie, daß er sein Anrecht darauf gegen bares Geld dem Staate, dem Volk, der Welt, ja der Mitwelt — und wenn er nichts mehr daran herumändere — auch der Nachwelt abgetreten habe.

Aber nicht einmal der Hinweis auf den Nachruhm versing bei dem alten Herrn, denn der Gedanke, diesen Vogel, der nun vorne ein Adler, hinten ein Auerhahn war,

Zum Abend

Nun schloß das Haus,
nun zündete überm Tisch die Lampe an!

Das Tagewerk ist getan,
vor schwarzen Scheiben steht des Sturms
Gehraus.

Die Kinder ruhn;
ihr schlafend Atmen schöpft geheimnisvoller;
traumdumpfes Kluhn
kommt aus der warmen Hüt der Ställe her.

Der Hund schlägt an,
ein später Wandrer kam wohl noch vorbei.
Nun bete, daß verzeih,
wenn du in Wort und Werken weh getan.

Die Erde kreist
und trägt uns weiter durch die Weltenmacht;
nur einer wacht,
daß nicht vor Welteingruß dein Herz vereist.

Emil Meckert

in die Welt gesetzt zu haben, den Schlaf im Grab zu rauben drohte. Er mußte nach seinem Tode wiederkommen und das unselige Tier zu Ende malen, beteuerte er

fast unter Tränen, der Direktor möge doch nur ein fünftes Darmbergsigkeit aus seinem Herzen von Stein schlagen.

Der Direktor mahete mit Mühe den Ernst, erlaubte dem alten Mann, diese Änderung noch durchzuführen und nahm ihm das Versprechen ab, niemandem davon etwas zu verraten, da sonst alle Maler des Landes herbeikämen, um an ihren Bildern weiter herumzumalen.

Auf die Frage des Malers, wann er denn wiederkommen dürfe, bestimmte der Direktor einen Tag des Jahres, an dem der Maler geschlagene drei Stunden vor seinem Bild pinselnd zubringen dürfe.

„Denn, lasse ich dich öfter herein, so übermalst du mir das ganze Bild und man wird mich beschuldigen, dein gutes Manneswerk veräußert und gegen eine lahme Altersarbeit eingetauscht zu haben.“

Jähelich, am 3. Mai, an seinem Geburtstags, kam der Alte mit Malzeug und Klappstuhl, saß drei Stunden vor seinem Bild, erbettelte sich weitere Stunden und wurde nach Ablauf dieser Zeit von dem Direktor selbst wieder abgeführt.

„Auf diese Art“, rief der alte Herr an seinem dreiundfünfzigsten Geburtstag fliegend aus, „wird man mich, hundert Jahre alt zu werden!“ ...

Real ohne Paragraph

Der neue Gendarm in Preßhausen im tiefsten Niederbayern war jung, scharf und amtsseifrig. Dieser Tatsache verschloß sich der Walbierer Misi; und das war sein Schaden. Er ließ sein Mißfuhrwerk in dem verkehrsunsicheren Zustand, in dem es sich immer schon befand, verstand sich nicht dazu, das vorschriftsmäßige Kagenauge daran anzubringen und ihm auch sonst die behördlich angeordnete Verkehrssicherheit zu verleihen. Er wurde deshalb zunächst gebührensichtlich vernarrt und, als er sich zu groben Reden hinreißte, angezeigt. Gegen das Strafmandat legte er in Unkenntnis des Umstandes, daß damit nur der Zorn der Justiz erregt wird, Einspruch ein. Und wurde daraufhin zu 14 Tagen Haft rechtskräftig verurteilt.

Das war durchaus in Ordnung. Der Misi empfand es aber als himmelschreiendes Unrecht. Und brütete Rache. In seinem einsylbigen Gemüt begriff er nicht, warum sein Betragen lediglich auf seinen Einspruch hin auf einmal 14 Tage Haft statt 8 Tagen eintragen sollte, und er war felsenfest davon überzeugt, daß das nur der Bosheit des Amtsrichters zuzuschreiben war.

Die unfreiwillige Miße der verhängten Haft gab Misi reichlich Zeit, über alles dies langmächtig nachzudenken und seinen Racheplan zu schmieden. Es war ihm nicht unbekannt, daß der Amtsrichter mit seiner Gattin mit einiger Regelmäßigkeit die Darbietungen des Kinos besuchte, das an Sonn- und feiertagen den Kulturhunger der ländlichen Bevölkerung, wie der Honorationen des Marktes Zingbach stillte. Wer da weiß, wie begehrt solche Genüsse sind, die ein am Rande der Welt liegender niederbayerischer Marktflecken bieten kann, wird für das folgende gebührende Verstandnis besorgen.

Vier Wochen waren vergangen, seit der Walbierer Misi nach verbüßter Haft wieder in Preßhausen Misi fuhr. Nun aber war ein Sonntag gekommen, grau und trüb, ein Sonntag mit Kinowetter. Misi bemerkte es mit innerlicher Geborgenheit. Das Schicksal wollte und war nicht mehr aufzuhalten. Der Misi verteilte zu Mittag überdimensionale Mengen von Knödeln, Geräuchertem und Sauerkraut, — viel, viel Sauerkraut, — und aß auch noch den Rest der vorräthigen Linsen auf. Darnach machte er sich sonntäglich auf den Weg nach Zingbach. Und dieser Spaziergang wirkte fördernd auf seine Verbauung. Im „Goldenen Lamm“ in Zingbach trank er noch drei Halbe Bier und begab sich ins Kino, denn er hatte bemerkt, daß der Amtsrichter mit seiner Frau des Weges kam, um auch dahin zu gehen.



Mädchen aus dem Bayer. Wald

Unold

Der Schluß der Geschichte ist rasch erzählt. Misi verstand es, seinen Platz unmittelbar vor dem amtlicherlichen Ehepaar zu erhalten und begann nach der Verdunkelung des Saales seiner geeigneten Verbauung in einer Weise Luft zu verschaffen, daß ein berechtigtes Aufsehen entstand und die Vorstellung schließlich unterbrochen werden mußte, weil die Frau Amtsrichter einer Ohnmacht und der Amtsrichter selbst einem Tobsuchtsanfall nahe war. Misi bemerkte es mit innerlicher Zufriedenheit. Aber nach außen tat er unschuldig. Und setzte sein dümmstes Gesicht auf. Ja, er beteiligte sich sogar noch an der Suche nach dem unanständigen Menschen, der die weibevolle Stimmung so durch das Abblasen penetranter Verbauungsgase störte. Und entschwand in der allgemeinen Aufregung.

Als ich den Misi tags darauf traf und auf die gestörte Kinovorstellung zu reden kam, zwickte er sein linkes Auge zu und sagte grinsend: „Ja mei, woast, gegen solche Reuten hamn i' no Poane Paragraphen!“ ...

Der Misi ist wirklich nicht so dumm, wie er ausschaut ...

Hanns Konrad Schauer

Liebe Jugend!

Das Ehepaar Bremsel macht seinen Sonntagsnachmittagsspaziergang. Beim Gasthof „Zum goldenen Löwen“ bremselt Bremsel. „Du bist do a schrecklichs Mannsbuid“, kreiert sich da Frau Stasi, „an soam Wirtshaus fo'st vabeigeh!“

„Was fo' i net? Vabeigeh' fo' i net? Dees waar ja no dees schöner!“ trumpft Bremsel auf und geht kreamp mit seiner besseren Hälfte am „Goldenen Löwen“ vorüber. „Haft as g'hehnt“, fragt er stolz, worauf die Gattin ihm schon ein Lob aussprechen will. Sie kommt aber nicht dazu; denn drei Häuser weiter, beim Gasthof „Zur Sonne“ bremselt Bremsel wieder und sagt:

„So Stasi, weil i dirs beim Löw'n so scho zoagt hab wia i an am Wirtshaus vabeigeh' fo, haaf i ma jetzt zur Belohnung a Maß in der „Sonna!“

Herr Gmüshuber am Stammtisch: „Heut bin ich aber mal galant g'wesen! In der Straßenbahn ist nämlich a fräulein g'wesen, die sich'n hat müßen und der Middel, der neben mir g'sessen ist, wollt net aufstehn... da hab i cahm oane g'schmiert.“



Lichtenberger

IM KÜNSTLERHAUS AM LENBACHPLATZ KAMERADSCHAFT DER KÜNSTLER MÜNCHEN EV.

Von den Aufgaben der Münchener Künstlerschaft

Im Rahmen des Kreistages fand Samstag, 11. März, eine Kundgebung der gesamten Münchener Künstlerschaft im Festsaal des Deutschen Museums statt; der Schirmherr der Künste im Gau, Gauleiter und Staatsminister Adolf Wagner, sprach in einer großangelegten Rede von den neuen, großen Aufgaben, die unsere Zeit der Künstlerschaft stellt.

Der Gauleiter, der begeisterte Freund der Künstler, ging dabei von den besonderen Aufgaben Münchens aus und ermahnte mit eindringlichen Worten die Künstler, in treuer Kameradschaft, in gegenseitiger Achtung und im Vertrauen zueinander gemeinsam an den gestellten großen Aufgaben zu arbeiten.

Mit besonderer Genugtuung stellte Adolf Wagner fest, daß die im vorigen Jahre gegründete „Kameradschaft der Künstler“ in München sich in schönster Weise entwickelt und zu einer ständigen lebendigen Fühlungsnahe führt. Die Künstler sollen jetzt in unsere Zeit hineingreifen, fänden sie doch hier die schönsten Vorwürfe und Aufgaben, die sie sich für ihr Schaffen denken könnten. Mit einer Reihe von Beispielen aus den Gebieten des Films, des Theaters, der Operette konnte der Betreuer der Kunst in Bayern den Künstlern manch wertvollen Wink geben.

Zum Schluß sprach der Gauleiter von der großen Dankeschuld gerade der Künstler gegenüber Adolf Hitler. Sie sollten dem Führer danken, ihm einen Teil der Freude wiedergeben, die sie selbst von ihm erhalten hatten, indem sie mit offenem und

„Voraussetzung der Kameradschaft ist, daß deren einzelne Glieder einander kennen und achten lernen und so jede unsachliche Kritik ausschalten, als anständige Kerle sich betrachten und mit dieser Haltung zueinander stehen. Ich selbst will nichts anderes sein als ihr Kamerad.“

Adolf Wagner

An die Kameraden des Sektors Bildende Kunst

Am 25. Januar fand die Übergabe der Besitzstände der Münchener Künstler-Genossenschaft an die Kameradschaft statt. Die Historische Sammlung (Zeichnungen, Malereien u. a.) bildet den Grundstock des Besitzes. Diese Sammlung ist — als Spiegelbild der bedeutendsten Epoche des Münchener Kunstschaffens im 19. Jahrhundert — von künstlerischer und lokal-historischer Bedeutung.

Um den Kameraden sowie der Öffentlichkeit die Werke bekannt zu geben, zeigt die Ausstellungsleitung eine Auslese dieser Dokumente aus der Zeit von 1858—1892. In Verbindung mit dieser Schau wurde eine retrospektive Ausstellung bedeutender Mitglieder der Münchener Künstler-Genossenschaft veranstaltet. Die Eröffnung dieser Ausstellung fand am Freitag, den 10. März, in der Ständigen Kunstaussstellung, Maximilianstraße 26, statt.

Ausstellungsleitung
der Kameradschaft der Künstler München
Paul Rosner

Die „Jugend“ bringt als Nr. 13 ein Sonderheft von dieser Ausstellung.

ehelichem Herzen Leistungen hervorbrachten, die auch vor der Zukunft bestehen könnten.

Diese mehrfach und nicht zuletzt auch an ihren launigen Stellen von Beifall unterbrochene und bedante Rede wurde von einer würdigen Feier umrahmt. Das Orchester sowie der Chor der Staatsoper und als Solisten die Kammerfängerinnen Elisabeth Feuge und Waldbau und die Kammerfänger Julius Pazak und Ludwig Weber brachten unter Leitung von Jallingers Leitung den Schluß des ersten Teiles aus Hans Pfitzners „Von deutscher Seele“ zum Vortrag, worauf der anwesende Komponist vom ganzen Hause stürmisch gefeiert wurde.

Sodann begrüßte der stellvertretende Gauleiter Otto Hippold den Staatsminister und Gauleiter Adolf Wagner, wobei er auf seine verdienstvolle Fürsorge für die Münchener Künstlerschaft hinwies. Die Kundgebung fand mit dem von Otto Hippold ausgetragenen Siegel auf den Führer sowie mit den Liedern der Nation ihren schönen Ausklang.

Der „Tag der Kultur“ des Kreistages fand seinen gehobenen Abschluß in Festaufführungen im National-, Residenz- und Prinzregententheater, im Theater am Gärtnerplatz, in einem Dichterabend der Volksbildungskarte der D.A.G. im Odeon mit Erwin Guido Kolbenheyer und in Festaufführungen in den Ufa-Theatern in der Sonnenstraße und am Sendlinger-Tor-Platz.

Anekdoten im Künstlerhaus erzählt:

Meister Rauch malt mit

Gans Thoma erzählte in seinen Lebenserinnerungen, daß die von ihm im Jahre 1886 im Café Bauer in Frankfurt ausgeführten Wandmalereien eine sehr geteilte Aufnahme beim Publikum gefunden hätten. Aus diesem Grunde seien sie lange Zeit den Blicken der Gäste verborgen worden. Erst nach Jahren erinnerte man sich seiner Kunst und so sei man in Frankfurt auf die Idee gekommen, die Enthüllung der einst verpönten Bilder als großes Ereignis zu feiern.

Selbstverständlich war Thoma selbst anwesend und er freute sich, wie er berichtet, über den „harmonischen Ton“, den die Bilder durch die Einwirkung der Rauchluft des Kaffeehauses angenommen hatten. Das war seine aufrichtige Meinung.

Als er dann von einem Berichterstatter zu einer kurzen Unterredung gebeten und um sein eigenes Urteil befragt wurde, antwortete Thoma in witziger Weise: „Was ich über die Bilder denke? Sie wären nicht so gut geworden, wenn mir nicht Meister Rauch geholfen hätte.“

Am nächsten Morgen stand in dem Kunstbericht der Zeitung zu lesen: Wie verlautet, hat Gans Thoma die Malereien nicht allein ausgeführt. Der bekannte Maler Professor Rauch hat ihm dabei wertvolle Dienste geleistet. . .



Oberländer

Menzels Zylinder

Es war nach einem fest der bildenden Künstler Berlins.

Menzels Popularität feierte Triumphe. Und so war es auch kein Wunder, daß beim allgemeinen Aufbruch die Umstehenden jede Bewegung Menzels mit besonderer Aufmerksamkeit verfolgten; zumal sich die „Kleine Erzellenz“ den ganzen Abend

über in angeregter und gehobener Stimmung befand.

Angesäuelt, wie er war, schwankte Menzel durch die Reihen zum Garderobeständer. Er nahm den nächsten Zylinder, und, in der Meinung, seinen eigenen Chapeau-claque in der Hand zu haben, knallte er ihn gegen den Bauch, um ihn zusammenzuklappen. Der Zylinder jedoch leistete bedenkliehen Widerstand, der aber von Menzel mit einem noch kräftigeren Schlag umnachgiebig gebrochen wurde.

Der Vorfall löste schallende Gelächter aus, als sich herausstellte, daß es sich um den nagelneuen Zylinder eines ebenfalls bekannten Bildhauers handelte. Niemand jedoch hat den Mut, Menzel seinen Irrtum mitzuteilen. Der Meister war bereits verschwunden und der demolierte Zylinder blieb als verträumtes „Mitternachts-Stilleben“ auf dem Boden liegen. Aber nicht lange, denn der „geischädigte“ Künstler hat zumor genug, den Vorfall zu einer köstlichen Szene auszugestalten. Er verkündete an Ort und Stelle eine Verstärkerung, und dem Meißbietenden sollte der Zylinder als „teures Andenken an die denkwürdige Stunde“ gehören. „Zum Ersten, zum Zweiten, zum Dritten!“ — Immer wieder erhob sich ein schallendes Gelächter und das Ergebnis war über alle Erwartung befriedigend. So daß sich der Bildhauer einen neuen Zylinder kaufen und außerdem die Silbaffie des Vereins Berliner Künstler um ein ganz nettes Stümchen bereichert werden konnte. . .

Hösel





Oberbauer

Ewige Jugend in der Lyrik

„Wenn ich an das Land denke, so klopft mir das Herz. Eine Hütte, ein Wald daran, eine Wiese mit einer Silberquelle, und ein Weib in meiner Hütte, das ist alles, was ich auf diesem Erdboden wünsche“, so schreibt Ludwig Christoph Heinrich Hölty (1748–1776) in einem Brief. Wir wollen uns hüten, in Hölty zu sehr nur den idyllischen Sänger des Landlebens zu sehen! Wer aber dürfte das Fehlen einer entschiedeneren Leidenschaft tadeln, wo die Zartheit und Innigkeit der Empfindung und die Anmut des Ausdrucks in Tönen stiller Reinheit zu uns sprechen. In einer Ode gedenkt Lenau des Dichters: „Hölty! dein Freund, der Frühling ist gekommen!“ – Und wir wollen ihm auch ein Gedächtnis weihen, indem wir den unverlorenen Zauber seiner Gedichte auf uns wirken lassen:

Totengräberlied

Grabe, Spaten, grabe,
Alles was ich habe
Dank ich, Spaten, dir!
Reich! und arme Leute
Werden meine Beute,
Kommen einst zu mir!

Weiland groß und edel,
Nickte dieser Schädel
Keinem Grube Dank!
Dieses Beingerippe,
Ohne Wang und Lippe,
Hatte Gold und Rang!

Jener Kopf mit Haaren
War vor wenig Jahren
Schön wie Engel sind!
Tausend junge Fäntchen
Lekten ihm das Händchen,
Gaßen sich halb blind!

Grabe, Spaten, grabe,
Alles was ich habe
Dank ich, Spaten, dir!
Reich! und arme Leute
Werden meine Beute,
Kommen einst zu mir!



Lebenspflichten

Rosen auf den Weg gestreut,
Und des Harns vergessen!
Eine kleine Spanne Zeit
Ward uns zugemessen.

Heute hüpf, im Frühlingsstanz,
Noch der frohe Knabe:
Morgen weht der Totenkranz
Schon auf seinem Grabe.

Wonne führt die junge Braut
Heute zum Altare:
Eh die Abendwolke taut,
Ruht sie auf der Bahre.

Auf! Den Harm und Grillenfang,
Gebet ihn den Winden:
Ruht, bei frohem Becherklang,
Unter grünen Linden.

Schmeckt, solange es Gott erlaubt,
Kuß und süße Trauben,
Bis der Tod, der alles raubt,
Kommt, sie auch zu rauben.

Aufmunterung zur Freude

Wer wollte sich mit Grillen plagen,
Solang uns Lenz und Jugend blühen:
Wer wollt' in seinen Blütentagen,
Die Stirn in düstre Falten ziehn?

Noch rinnt und rauscht die Wiesenquelle,
Noch ist die Laube kühl und grün:
Noch scheint der liebe Mond so helle,
Wie er durch Adams Bäume schien.

Noch macht der Saft der Purpurtraube
Des Menschen krankes Herz gesund;
Noch schmecket, in der Abendlaube,
Der Kuß auf einen roten Mund.

Noch tönt der Busch voll Nachtigallen
Dem Jüngling süße Fühlung zu;
Noch strömt, wenn ihre Lieder schallen,
Selbst in zerriss'ne Seelen Ruh.

O wunderschön ist Gottes Erde,
Und wert darauf vergnügt zu sein;
Drum will ich, bis ich Asche werde,
Mich dieser schönen Erde freun!



Maysbolet

Apoll und Daphne

Apoll, der gern nach Mädchen schielte,
Wie Dichter tun,
Sah einst im Tal, wo Zephyr spielte,
Die Daphne ruhn.

Er nahte sich mit Stutzertritten:
Kein Reh flieht so,
Als Daphne, die mit Zephyrschritten
Dem Gott entflohe.

Sie flog voran, Apollo keuchte
Ihr hitzig nach,
Bis er das arme Ding erreichte,
Am Silberbach.

Da rief sie, rettet mich, ihr Götter!
Die Tönn die!
Zeus winkte — starre Lorbeerblätter
Umfliegen sie.

Ihr Füßgen, sonst so niedlich, pflanzte
Sich plötzlich fest
Tief in der Erde. Gaukelnd tanzte
Um sie der West.

Apoll klagte ganze Stunden
Am Lorbeerbaum,
Hielt ihn mit festem Arm umwunden,
Stand, als im Traum.

Er lehnte seine feuchten Wangen
Ans grüne Holz,
Jüngst eine Nymphe, sein Verlangen,
Der Nymphen Stolz.

Er girrte noch ein Weichen, pflückte
Nun jenen Kranz,
Der seinen blonden Scheitel schmückte,
Bei Spiel und Tanz.

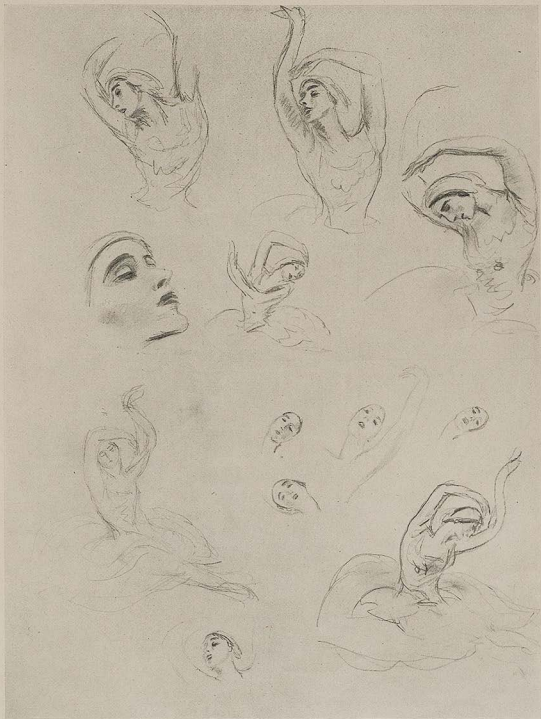
Du arme Daphne! Tausend pflücken
Nun Kränze sich,
Von deinen Haaren, sich zu schmücken,
Du dauerst nicht!

Die Krieger und die Dichter hausen
In deinem Haar,
Wie Stürme, die den Wald durchbrausen:
Die Köche gar.

Ja, ja, die braunen Köche ziehen
Dir Locken aus,
Zum lieblichen Gewürz der Brühen,
Beim fetten Schmaus.

Laßt euch dies Beispiel, Mädchen! rühren,
Das Warnung spricht,
Und flieht, solange euch Reize zieren,
Den Jüngling nicht.

SKIZZENBUCH DER JUGEND



Studien um die Pawlowna

Lichtenberger



Vergessener Kahn

O. A. Gulbransson jr.

LO BEICHTET LU VON PETER PITTER

Lu war männlichen Geschlechts. Er hieß eigentlich Ludwig. Lo aber wünschte, daß er Lu heiße.

Die beiden waren verlobt — ziemlich fest — wenigstens er mit ihr. Der Gedanke, sich nochmal umverlieben zu müssen, wäre ihm in hohem Maße unsympathisch gewesen. Er hätte darin eine Anstrengung erblickt; — und er war durchaus nicht für Strapazen. — Das war die Grundlage seiner Treue.

Ihre Treue hatte keine Grundlage. Aber schließlich, ihr Lu war ein ganz netter und lieber Kerl, — „also bleiben wir bei ihm“, dachte Lo und schloß das Bild von Kolf wieder in der Schatulle ein.

Es trafen sich aber Kolf und Lo.

„Willst du jetzt endlich ganz artig sein, Kolf?“

„Verspüre nicht den geringsten Ehrgeiz.“

„Aber du weißt doch, ich bin verlobt.“

„Eben deshalb.“

„Was soll das heißen?“

„Das soll heißen, daß ich es deinem Bräutigam überlasse, wie ein eingefrorener Elsgöge neben einem so sinnbetörenden Weisen — Lo!“

„Und was soll ich nun Lu sagen?“

„Zehn Prozent.“

„Wo anfangen?“

„Am Anfang. Etwa so: Kolf wurde immer stürmischer und wollte mich unbedingt küssen. — Ich aber habe ihn energisch zurückgewiesen. — Damit sind die 10 Prozent um.“

„Und du meinst, das genügt?“

„Vollkommen.“

„Und er wird auch glauben.“

„Lu glaubt, was ihm bequem ist, — 10 Prozent lieber als 100.“

„Na, schön. Wenn ich aber mit Lu erst mal verheiratet bin, dann darf es zwischen ihm und mir kein Geheimnis mehr geben, — das haben wir uns feierlich versprochen.“

„Du kannst ihm auch alles sagen. Aber das will gekostet sein. — Weißt, du mußt so beichten, daß er alles für erlogten hält! Und daß er glaubt, du wollest ihn mit deinem Geständnis nur eifersüchtig machen.“

„Ob ich so geschickt lügen kann?“

„Ob du so geschickt die Wahrheit sagen kannst?“

Und es trafen sich Lo und Lu:

„Bitte! —“, lächelte Lu leicht überheblich und rauchte seine Zigarre weiter.

„Aber so glaub es mir doch; Kolf war heute den ganzen Nachmittag bei mir.“

„Bitte —!“ und er zuckte spöttisch die Achseln.

„Und wollte mich immer küssen.“

„Bitte —!“

„Und hat es auch getan, — tausendfach — immer toller.“

„Bitte —!“

„Und dann — ich konnte einfach nicht mehr —“

„Aber bitte —“

„Ja, willst du denn immer noch nicht verstehen? — Muß ich es dir noch deutlicher sagen?“

„Bitte —“

„Aber so glaub mir doch — ich bin dir wirklich untreu geworden —“

„Bitte — bitte —“

„Sag mal, bist du von Sinnen? —“

„Liebe Lo — Ich bin keineswegs von Sinnen. Dagegen bin ich ein vorzüglicher Psychologe, — was man ja wohl von den meisten Männern nicht behaupten kann — schon gar nicht von Ehemännern.“

„Sa!“

„Ja — werde nur höflich; denn du fühlst zu deutlich, daß ich dich durchschaue habe. Was du mir vorerzählt hast, ist ja alles gelogen. Nichts ist passiert, — gar nichts ist passiert — du unschuldsvoller Engel, du! — Eifersüchtig willst du mich machen — das ist alles!“

„— Depp!“ diese knappe Formulierung war bei ihr das Ergebnis konzentrierten Nachdenkens.

„Ich sehe auch darin nur einen neuen Beleg für die Richtigkeit meiner Auffassung.“

Jetzt aber trafen sich Lu und Kolf:

„Zunächst erzählte sie mir, du hättest sie besucht.“

„Geh in Ordnung!“

„Dann steigerte sie sich immer mehr in Erregung hinein: du seiest zudringlich geworden —“

„Geh in Ordnung!“

„Und sie hätte immer mehr Mühe gehabt, dich zurückzubalten.“

„Bleibt noch innerhalb der 10 Prozent?“

„Wie was?“

„Weiter!“

„Du seiest immer noch frecher geworden —“

„Das geht schon zu weit.“

„Natürlich, aber höre nur: Nun fängt sie an, mich immer verzweifelter zu bitten — halt dich jetzt fest —, ich solle ihr doch glauben, daß sie deinem Drängen schließlich nicht mehr hätte widerstehen können.“

„Na, und du?“



Der Philosoph

„Ich! — Ich blieb ganz ruhig und lächelte. Denn ich glaube ihr kein Wort.“

„Ich sag es ja: gekonnt ist gekonnt.“

„Ich verstehe dich nicht.“

„Das liegt an dir. — Weiter!“

„Ich hatte Lo sofort durchschaut. War alles doch aufgelegte Komödie.“

„Böhrliche Komödie, — gewiß.“

„Und nun habe ich eine Bittre an dich. Sieh mal, Lo hat sich damit vererbt, — sie will unbedingt, daß ich eifersüchtig werde. Ich hätte galanterweise darauf eingehen sollen. Das habe ich nun mal verpaßt. Und nun möchte ich es wieder gutmachen, und dazu brauche ich deine Hilfe. — Du mußt ihr die Möglichkeit geben, mich weiterhin eifersüchtig zu machen. Du mußt sie öfters aufsuchen, ihr den Hof machen, nett zu ihr sein, — na, ja — du verstehst schon. Sie wird sich sicher dankbar zeigen — und ich auch. — Nanu, was schaust du mich denn so benommen an?“

„Entschuldige, ich war in der Tat eben etwas abwesend.“

„Das schien mir so!“

„Ich überlegte nämlich, aus welchem Material wohl dein Denkerbrot hergestellt ist.“

„Auf alle Fälle aus einem, mit dessen Funktion ich recht wohl zufrieden sein darf.“

„Gewiß; — Es gibt halt Soldene und Soldene.“

Das Ende besprechen Rolf und Lo:

„Ich hab ihm glatt ins Gesicht gesagt, er sei ein Depp.“

„Und hast damit eine Fehldiagnose gestellt, liebe Lo. Ein Depp ist eine Null, ein Nichts, ein Mangel, ein Vakuum. Du aber ist mit positiver Dummheit bis zum Explodieren geladen. Würde er nicht so falsch denken, — er könnte vielleicht ein Genie sein. — Aber, laß ihn, und seien wir ihm dankbar. Denn du mußt dir immer klar sein, meine liebe Lo, daß ich von nun an im Auftrag meines Bräutigams handle.“

„So handle, hoher Herr!“ — — —

Liebe Jugend!

Ein feiner, kleiner Unterschied

Das Mizzerl hat Sinn für was Höheres. Für die Kunst nämlich, den Gesang. Und weil sich's der Vater als gesunder Geschäftsmann leisten kann, studiert sie Musik. Singt und trillert den ganzen Tag wie ein Zeisler und die Eltern sind entzückt.

„A Stimmerl hats, eine Stimml! Einfach



Badendes Kind

Lichtenberger

dull! dull! So was gehört in an Konzertsaal!“ Aber der Gesangslehrer spricht noch gar nicht davon. Also denkt sich der Herr Vater, er muß doch mal selber nach dem Rechten schauen, und geht zu dem Gesangslehrer hin:

Ja, und des Mizzerl könnst doch so schön singen. Wär doch Sünd und schad, daß sie immer noch nicht im Konzertsaal stehe! — Der Lehrer hört sich das alles geduldig an und sagt, das wär schon recht! Eine gute Stimme sei vorhanden! Nur zum Auftreten fehle ihr halt doch noch das rechte Zeug!

„Was!“ empört sich der Herr Vater. „s rechte Zeug fehlt ihr noch! Des is tel net wahr! Drei nigelnagelneue Abendkleider hat der Fratz dahoam im Kasten hängen!“ Leider war's doch nicht das rechte Zeug...

Peperl denkt nach...

Kinder fragen oft mehr, als zehn Weise beantworten können.

Da geht der Peperl mit seinem Opa spazieren. Seine hellen Augen schauen

wacker in der Welt um, und nach allem, was ihn beeindruckt, nach dem fragt er. Es begegnet ihnen eine alte Dame mit schlohweißem Haar und sofort will der Peperl wissen, warum sie weißes Haar hat. Der Großvater will eine Antwort geben, die weitere Fragen ausschließt und sagt bündig: „Die hat halt a weißer Storch gebracht!“ Aber der Großvater irrt sich. Der Peperl geht den Dingen auf den Grund. „Warum hat aber die Mutti schwarze Haar?“ — „Weil s' ein schwarzer Storch gebracht hat, Peperl!“

Der Peperl setzt nun die zoologische Betrachtung auf eigene Faust fort, schaut des Großvaters mächtige Glatze kritisch an und meint: „Gel, Opa, und dich hat a nacketer Storch bracht!“ — Worauf sich der Opa geschlagen gab... Weiter!

Wir hatten den kleinen Nachbarsjungen zum Essen eingeladen.

„Kannst du dir auch schon das Fleisch schneiden?“ — fragt ihn meine Frau.

„O ja“, sagt der Kleine. „Wir haben auch oft so hartes Beefsteak.“

„Max“ — sagt meine Frau zu unserem Jungen, „du mußt auch für die Großmama beten, daß sie gesund bleibt und recht alt wird.“

Max überlegt eine Weile und sagt dann: „Kann ich nicht für sie beten, daß sie jung wird? Sie ist doch schon alt genug!“

Werner

L. WERNER, MÜNCHEN INHABER J. SOHNEN
MAXIMILIANSPLATZ 13

Die BUCHHANDLUNG FÜR ARCHITEKTUR UND KUNST
Modernes Antiquariat Verlangen Sie Kataloge



RUF:

72624

*

Hersteller und Einrichter von Empfangshallen,
(Täfelungen) und sonstige Innenaarchitek-
tonische Lösungen mit dem Werkstoff Holz

Feitz Müller

Mal- und Zeichenbedarf

MÜNCHEN 2

Theresienstr. 75

Telefon 53572

Eleg. 1890

Stell

Modische

Strickwaren

Karlsplatz 25

Eingang Priemloyerstraße



Steigerwald

gegr. 1833

Glas / Keramik / Metallwaren

Reiche Auswahl in schönen Geschenkartikeln

München / Briener Straße 3

Wiener Kunstversteigerungshaus

A. Weissmüller, Wien 1, Badenthermstr. 14, Fernruf B21-205

**KUNSTAUKTIONEN
AUSSTELLUNGEN**

Überschne ganzes Sammlungen und wert-
voller Einzelstücke: Gemälde alter und
neuer Meister, Antiquitäten, Möbel, Plastik,
Tapisserien und Teppiche, Münzen, Me-
dallien, Graphik, Bücher, Handschriften usw.

BUHECKE DER JUGEND

„Das Mädchen von Shanghai“. Von E. A. Birkhäuser, F. W. Grunow Verlag, Leipzig. 272 S. Kart. RM. 3,60, Ganzleinen RM. 4,80.

Eine fesselnde, in Handlung und Stil gut aufgebaute Fabel. Mitreißend und rührend zugleich sind die Gestalten — erschütternd die Wirnisse menschlicher Leidenschaften. Ein Buch voller Kampf und Leid, in dem sich großes Erleben mit spannender Handlung verbindet.

J. Zercher

Colonel Valden. Roman von T. S. Stribling. Erich Sicker-Verlag, Berlin-Schildow. Lwd. RM. 7,80.

Der Verfasser dieses breitgesponnenen Buches, T. S. Stribling, wurde auf Grund seiner in diesem Werk bis ins feinste getragenen Analysen der Zeit nach den Bürgerkriegen in Amerika mit dem „Pulitzer Preis“ ausgezeichnet. Kulturhistorisch wie in der Form und im Kolorit der Bilder ist das Buch ein Meisterwerk.

Erwin Karl Hornauer

Deutscher Garten- und Blumenkalender 1939. Rembrand Verlag Berlin.

Der diesjährige Kalender für Garten- und Blumenfreunde ist von einer Fülle und Vielseitigkeit, wie sie besser nicht gewünscht werden kann. Der Kalender wird sich viele Freunde gewinnen.

J. Zercher

Liebe Jugend!

Zwei Maler unterhalten sich: „Du hast dich gestern verlobt. Hast du deiner Braut auch deine Bilder gezeigt? Wie steht sie zu deiner Kunst?“

„Sie meinte, ich hätte in eins besonders viel von mir hineingelegt.“ — „So?“ — „Was stellt das Bild denn vor?“ — „Dah-jen auf der Weide.“

„Dies ist das Badezimmer! Ich sehe es gern, wenn auch die Dienstmädchen es benehmen!“ — „Sie werden doch nicht durchs Schlüsselloch schauen, gnädiger Herr?“

Die Zeichnung auf Seite 150 in Heft 8 (Kehraus) ist von E. Hahn, die auf Seite 151 von Max Körner.



E. Val-Eckhardt
Leinen- u. Wollen-Spezialhaus
Hackenstr. 5-7 München Fernspr. 55991-93

**GUTE BÜCHER BEI
DIEPOLDER**



**JULIUS MERTZ
JEWELLER**

Schmuck in Gold und Silber
Zuchtperlen — Siegelringe
Schöne Aquamarine — Eheringe

Weinstr. 14 (Eing. Landshofstr.) Tel. 23617

A. Stuckenberg

Kleider · Pelze

München
Maximiliansplatz 11, Telefon 597 256



Handdruck- und
-Webstoffe für
Dirndl, Trachten,
Dekoration,
Stepp- u. Strick-
jacken, Bäuer-
licher Hausrat

WITTE HAUS FÜR VOLKSKUNST UND TRACHT
KOM.-GES.
MÜNCHEN · RESIDENZSTRASSE 3

Unbekannte Geschichten von bekannten Namen

Schade ...

Heißer Tag in den Johanniethaler Tobis-Ateliers bei Aufnahmen zu „Silvesternacht am Alexanderplatz“. Hannes Stelzer tritt in die Mittagspause zu Karl Martell in die Garderobe, der im Sessel da liegt und döst. Es entspinnt sich folgender Dialog:

„Schläfst du, Karl?“

„Ja, Hannes, ich schlafe!“

„Schade, sonst hätte ich dich um eine Zigarette gebeten.“

„Ja, wenn ich wach gewesen wäre, hättest du sie gern bekommen.“ ...

Mady kauft ein ...

Das war in meinen Ferien, irgendwo im Süden des Reiches, erzählt Mady Rahl. Ich ging zum Kaufmann und verlangte ein Paket Streichhölzer. Der junge Mann, der mich bediente, war aber damit durchaus nicht einverstanden. Streichhölzer? Gewiß, hier, bitteschön, aber unseren prima Reis, mein Fräulein, und dann ha-

ben wir hier ein neues Puddingpulver und die Schokolade. Gnädigste, ganz frisch hereingekommen, und Strimpfe, das Aller-neueste, kaum zu sehen, wie übrigens wäre es mit diesen Heringsfilets, garantiert neue Ernte, und haben Sie an Rauchwaren gedacht, vielleicht für den Herrn Bruder ... Ich stand dieser Situation machlos gegenüber und hatte zuguterletzt sieben Mark dreißig und zwanzig zu bezahlen. Streichhölzer waren allerdings auch dabei, nur fand ich sie kaum unter dem Berg von Dingen, die ich gar nicht haben wollte.

„Wo ham' denn dös als einkaufen?“ fragte mich mein Wirt zu Hause. „Neben-an im Laden!“

„Aha, bei der Kramerin! Jaja, des Geschäft blüht, allerweil, wenn der Friseur im Laden zur Vertretung ist — die Kramerin hat nämlich am Vormittag noch a andere Arbeit ...“

Ida und Edeltraut ...

Die Geschichte liegt schon ziemlich zurück und ich will auch keine Namen nennen lachelt Ida Wüst. Der Herr fiel mir jedenfalls mit seinen Beteuerungen, wie sehr er mich verehere, auf die Nerven, weil er sich nicht ausrufen ließ, daß ich ihm auf einem Ball in Buxtehude versprochen hätte, mit ihm kondition zu gehen, wenn er einmal nach Berlin käme. Tag für Tag erschien er, persönlich oder telefonisch, mich daran zu erinnern. Meiner Freundin Edeltraut habe ich es zu danken, daß er seine Bemühungen aufgab. Denn Edeltrauts Schlagfertigkeit steht im umgekehrten Verhältnis zu ihrem malerischen Vornamen. Sie ging mit mir zur Tür, als der Unglücksrabe wieder vorsprach und sein Sprüchlein hersagte: „Die ganze Zeit habe ich von Ihnen geträumt, gnädige Frau ...“ Weiter kam er nicht. Denn nun trat Edeltraut ins Bild, beschah sich den Verdungen von oben bis unten und flötete: „Deshalb sehen Sie wohl auch so verschlafen aus!“ Eine Tür fiel ins Schloß! ...

Bitte besuchen Sie uns! Sie finden bei uns:
**Gebrauchsmöbel • Stilmöbel
Kunstgegenstände aller Art**
Karl Schüssel, München, Gruffstraße 5
(Ecke Gruff- und Landschafts-Straße)
Wir kaufen und übernehmen zum Verkauf
Einrichtungsgegenstände aller Art

Kunsthandwerkliche Metallarbeiten fertigt
EUGEN EHRENBÖCK
München Gabelsbergerstr. 17 Tel. 296549

Mal- u. Zeichenschule „Die Form“

Bildende Kunst, Zeichnen, Malerei in jeder Anwendung, auch Odegraphik und Modzeichnen, Abendkurse, Sonntagskurse, Landschaftskurse, Lehrbücher, Monotypie, Prosop. Vorbereitung f. d. Examen, 90% Fahrpreisermäßigung. Immer geöffnet. Staal, erl. Hein K. 0112, München 23 S. Leopoldstr. 61. Telefon 34946. Gröndelstr. 1925.

Aktenschränke
ab RM 70,-

Stahl

Rollen- und Schiebentürschränke,
Tresore, Pannenschränke, Kleiderschränke, Fahrradständer, Regale

AUSSTELLUNG:
Sonnenstr. 15, neben Postschlackhof
Tel. 597339-597332

Rebou München
Hans Seibold

Diebstahlschuttschränke
ab RM 60,-

Verlangen

Sie

überall

die

„JUGEND“!



Alleinhersteller:

HACKERBRAU MÜNCHEN



Christian Schwarz & Sohn

Wechselläden für

feine Herren-Schneiderei

zu München

Telefon 52852

Preisermäßigt. 12

**Werde
Zeitschriften
Kataloge**

Graph. Kunst/antalt W. Schütz
München, Hertr. 8-10, Telefon 20763

Werkstätten für künstlerische Wacharbeiten

Wilhelm Thieme

Sporerstraße 4, Verbindung vom neuen Rathaus
Weinstraße zur Frauenkirche (früher Tal 3)

Haar-Sorgen? Dann

MURR

verfärbt, verbleicht, brüchig?

Abhilfe! 10 Jahre Spezialist!

Remondier-
Tel. 23664



**Koffer und
Lederwaren**

von der allbekannten Firma

Benno Marstaller / München

Laden: Ecke Pfandhausstr.-Lenbachpl. (Stral-
bake-Kaufstelle) Fabrik u. Lager: Dameshofstr. 16



EKB-Rotary

Der ideale 2-Transm.-Vertrießmüller
druckt, teilt, zähl. alles automatisch.
Einzel-Postkarten bis Telefonanzt., ein-
oder mehrfarbig: E. Schaefer,
München 15, Gerdstr. 68, Tel. 36887

Seelenwanderung und Rinderbraten

VON JO HANNS ROSLER

Pauline hat zwei Tauben gebraten. Denn Paul aß Taubchen für sein Leben gern und Pauline nicht minder. Und als Paul zum Essen heimkam, legte ihm Pauline das knusprige Taubchen auf den Teller, holte die Soße, holte das Gemüse, holte den Salat, holte das Kompott und die Kartoffeln aus der Küche und legte alles Paul als gute Hausfrau rechts und links auf den Teller. Paul aß und sprachelte und knabberte und kiefelte inzwischen an seinem Taubchen herum und als jetzt auch endlich Pauline dazu kam, sich an den Tisch zu setzen und sich ihre Taube auf den Teller zu legen, da war Paul gerade mit seiner eigenen Taube zusehender. Nachdenklich karrte er auf Paulines Teller und auf das noch runde Taubchen.

„Eigentlich —“, begann er dann.
„Nun?“
„Eigentlich solltest du das nicht, Pauline.“

„Was denn?“
„Eigentlich ist das eine Sünde.“
„Ja, was denn, Pauli?“
„Eigentlich wollte ich es dir erst nach dem Essen sagen —“

„Was wolltest du mir denn sagen, Pauli? So sprich doch!“

Paul knuckelte hin und her. „Ich war heute vormittag beim Metempsychosen“, sagte er dann.

„Bei wem?“
„Beim Metempsychosen, Pauline.“
„Wer ist denn das?“

„Den kennst du sowieso nicht, Pauline! Ich habe ihn zuvor auch nicht gekannt, aber ich wollte mich gern beraten lassen. Und da bin ich zu einem Metempsychosen gegangen und der hat mir erzählt, daß der Mensch, wenn er stirbt, in ein Tier verwandelt wird, was zu seinem Charakter paßt. Und vorher, ehe der Mensch geboren wird, war er auch schon als Tier auf der Welt und als Mensch hat er dann denselben Charakter wie das Tier, das er zuvor war. Und das Tier soll ihm darum heilig sein. Verstehst du das?“

„Nicht ganz.“
„Das ist ganz einfach, Pauline! Wer beispielsweise eine Biene früher war, der

wird auch ein fleißiger Mensch und nach dem Tod wird er wieder eine Biene. Aber ein Schwein kann kein Bademeister werden. Um aber ein anderes Beispiel zu nennen: da gibt es Männer, die rasieren sich nicht gerne, die können da nichts dafür. Die waren früher ein Igel. Und nun wird doch ein Mensch, der weiß, daß er ein Igel oder eine Biene war, keinen Igel töten und auch keine Biene.“



Vierthaler

„D' Tschiefahrer san dumme Teifln. Steigns jetzt no auf d' Berg, zum Haxnbrechn, und könntn an so an schön „Höhen“-Rausch herunten vom Starkbier hab'n!“

Pauline hatte Messer und Gabel weggelegt.

„Und das hat dir alles der Mann gesagt?“

„Noch viel mehr! Dem habe ich dich beschreiben, wie sanft du bist und wie zärtlich und wie treu und gutmütig — und da hat er gesagt, du wärst sicher früher eine Taube gewesen und du würdest auch wieder eine Taube.“

„Hat er das gesagt?“
„Ja. Das hat er gesagt“, nickte Paul und schon hatte er mit fühnem Schwung

Paulines Taubchen auf seinen Teller befördert, um es sogleich zu verspeisen, während er weiter brummte: „Da wäre es doch direkt eine Sünde, wenn du dieses Tier isst, was die heilig sein muß!“

Pauline waren die Tränen nahe: „Aber du — du — du darfst meine Taube essen!“ stieß sie hervor. Paul nickte zurrieden.
„Ich schon. Ich war früher ein Stier.“

Wie gut ist die Welt eingerichtet, daß auf jeden Tag ein zweiter Tag folgt. Und wenn einem an einem Tag die Vögel zwitschern, dem frühsten am nächsten Tag die Raben. Pauline kochte am nächsten Tag Rinderbraten, denn sie wusste, daß Paul nichts weniger mochte als einen Rinderbraten. So dümpelte sie ihn mit allerhand Wurzelwerk, das Paul nicht ausstehen konnte, und als Paul zum Mittagessen heimkam, tischte sie ihm einen großen Rinderbraten auf.

Paul guckte einmal. Paul guckte zweimal.
„Nanu“, brummte er dann, „Rinderbraten?“

„Ja, Rinderbraten.“
„Aber weißt du denn nicht mehr, was ich dir gestern erzählt habe?“

„Was denn, Pauli?“
„Daß der Metempsychose gesagt hat, ich wäre früher ein Stier gewesen und würde wieder einer! Mir ist mein Tier heilig! Glaubst du, ich esse noch einmal im Leben Rinderbraten?“

Da lächelte Pauline sanft und sagte: „Rinderbraten kannst du ruhig essen, Paul! Ich war nämlich heute früh auch beim Metempsychosen und ich habe dich auch beschrieben. Da hat er gesagt, er hätte sich geirrt, du könntest ruhig Rinderbraten essen, du wärst nämlich kein Stier —“

„Sondern?“
„Ein Sammel!“ ...

Liebe Jugend!

Junges Mädchen schwärmt: „Wie herrlich ist es in der neuerwachten Natur. Wenn ich diese wundervolle Erde verstehen könnte, was würde sie mir wohl sagen?“ Verblüffter Herr frucht: Wahrscheinlich dies: „Mein liebes Fräulein, entscheidend Sie vielmals, aber ich bin eine Biene.“

KABA der Plantagentrank

köstlich wie
Schokolade

gesundheits-
fördernd

nicht
stopfend



Paket
30
Pfg.
bei Ihrem
Kaufmann

Intellektuelles Zwiegespräch



E. Henke

„Mein ‚Faust‘ reißt im Hirn; meine Bilder malt meine Eingebung. Welche Fachschaft ist für mich geschaffen? Mein Intellekt sagt mir, ich bin ein Genie!“

„I tat halt net so gschwolln daherredn und was arbeiten! I hab Hunger!“